

*You captains brave and bold,
Though you seem uncontrolled,
Don't for the sake of gold
Lose your souls, lose your souls.*

*Don't for the sake of gold
Lose your souls.*

(Ballade von William Kidd)

I London, 23. Mai 1701

Über Einsamkeit in meiner Zelle kann ich mich nicht beklagen. Gestern Abend hat mich der Henker aufgesucht, heute Morgen ein Dichter. Der Henker kam, um mir Trost zuzusprechen. Er habe den Prozess genau verfolgt, und er halte meine Schuld durchaus nicht für schwerwiegend. Er müsse am nächsten Tag zwar seine Pflicht tun, nichts für ungut, Sir! Doch im Grunde seines Herzens - und dabei öffnete er tatsächlich sein Hemd und schlug sich auf die affenartig bepelzte Brust - sei er auf meiner Seite.

„Ich mache es Euch leicht, Sir“, versicherte er mir. „Gebt mir zwei Pennies, und meine beiden Buben, Bill und Bob, werden sich morgen an Eure Beine hängen, sobald Ihr baumelt. Dann geht es ganz schnell. Kein elendes Zappeln und Strampeln. Ein Ruck, und Ihr seid im Himmel.“

„Meine Geldmittel sind leider erschöpft.“

Das letzte Geld hatte ich schon vor Wochen ausgegeben. Für die eigene Zelle, für die vergeblichen Briefe an Sir Hans Sloane, und für das Privileg, meine Schuhe behalten zu dürfen. Zwischen diesen Mauern kann man sich alles erkaufen, außer der Freiheit.

„Schade. Aber Sir, wisst Ihr was? Ich Sorge dafür, dass meine Buben es umsonst machen. Wir sind human in London.“

Auch der Dichter will nur mein Bestes. Er hat politische Absichten. Aus meinem Fall soll die Öffentlichkeit lernen. Die Sündigen soll mein Schicksal warnen. Mit seiner, des Dichters, Hilfe würde ich die menschliche Gesellschaft voranbringen und mir damit Vergebung im Jenseits erwerben. Das erklärt er mir in aller Hast, denn schon sind draußen die Kommandos

der Eskorte zu hören, die mich zum Hinrichtungsdock bringen soll. Der Dichter bittet, mich begleiten zu dürfen.

»Wenn es Euch gefällt, Sir«, erwidere ich, »doch den Rückweg werdet Ihr wohl allein antreten müssen.«

Getrampel auf der Treppe, dann wird die Zellentür aufgerissen. „Mr. Kreuzner, heraus! Es ist so weit.“

Ein Abschiedsblick in die jämmerliche Zelle. Rußige Steinquader, Rost an der Tür, auf dem Boden eine löchrige Decke, geliehen für einen halben Schilling. Nicht mein erster Kerker, aber wohl mein letzter, mein letztes Heim nach all diesen Irrfahrten. Nun geht es, von backenbärtigen Wächtern eskortiert, die Steintreppe empor ins kalte Morgenlicht. Der Dichter hält sich knapp hinter mir, als befürchte er, ich könnte ihm doch noch entweichen.

Mein letzter Morgen: Die Sonne ist vor einer Stunde aufgegangen, doch schon sitzt sie hinter einer Nebelbank. Es nieselt. In der Luft hängt der Schwelgeruch von tausend Feuerstellen und Kaminen. Vor mir ragt London auf wie eine Festung. Ich sehe Wälle von Pfeilern, Säulen, Uhren- und Glockentürmen, und dahinter, weit entfernt und halb vom Dunst verschluckt, eine hohe kupferne Turmkuppel.

»Die neue Börse«, sagt der Dichter, der meinem Blick gefolgt ist. »Verglichen mit den Piraten dort seid Ihr, Sir, mit Verlaub, nur ein kleiner Fisch.« Sein Mantel ist geflickt, aber sauber, das Kinn scharf rasiert, die Perücke zwar billig, doch frisch gepudert und gekämmt. Perücken sind wie Masken, sie verleihen allen Gesichtern den gleichen Anschein von Bedeutsamkeit.

Mir werden von einem Schmied zwei Ketten angemessen. Diese sind gerade drei Fuß lang und verbinden Fußknöchel und Handgelenke über Kreuz, so dass ich meine Arme nur

heben kann, wenn ich mich zugleich bücke. Bei der kleinsten Bewegung rasselt es erbärmlich. Auch neben mir klirrt und rasselt es, und ich sehe Mullins, den Iren, unseren früheren Bootsmann, und Thursday, den Wilden, den der Captain in Calli Quilon gekauft hatte. Beide sitzen auf der Lade eines hochrädrigen Karrens, der mit schwarzen Tüchern behängt ist. Also müssen wir wenigstens nicht zu Fuß gehen. Thursday blinzelt in den kalten Londoner Morgenhimmel, aus dem stetig der Regen fällt. Seine Augen tränen, er hustet und kauert sich dann auf der Ladefläche zusammen. Er verträgt unser Klima nicht, er versteht unsere Sprache nicht, und gewiss hat ihm auch niemand erklärt, wohin diese Fahrt geht.

Vor dem Karren steht ein dunkelgekleideter Mann und redet mit Mullins. Sein Gewand ähnelt dem meines Dichters. An den Blicken, mit denen die beiden sich jetzt mustern, sehe ich, dass sie sich weder unbekannt sind, noch sonderlich einander zugetan.

»Ein Aasgeier«, sagt mein Dichter zu mir. »Mr. Robert Barrow. Er ist im gleichen Geschäft tätig wie ich, doch ihm geht es nicht um die menschliche Gesellschaft, sondern nur ums Geld.«

»Was für ein Geschäft ist das, Sir?«

»Hinrichtungsberichte«, erwidert er freimütig. »Manche Delinquenten geben sich verstockt, wenn es so weit ist. Sie fluchen dem Tod oder lachen ihm frech ins Gesicht. Andere weinen wie die Kinder und vergeben Gott und der Welt, dass es allen das Herz wärmt. So etwas interessiert die Öffentlichkeit. So etwas kann einen Mann ernähren. Aber die Konkurrenz ist nicht gering.«

Ich hatte mir schon gedacht, dass in dieser Stadt sogar der Tod ein Kapital ist. »Was meint Ihr, Sir, gewissermaßen als Fachmann, zu welcher Sorte ich zähle?«

»Das kann man nie im Voraus sagen. Wir werden es wissen, sobald Ihr auf der Leiter steht.«

Ich habe stets versucht, der Philosophie des Marcus Aurelius zu folgen. Wenn man am Tod schon nichts ändern kann, dann wenigstens an der Art, wie man ihm begegnet. Deshalb stört mich die Anwesenheit des Dichters nicht. Ich will ruhig, aufrecht, ohne Winseln meinen Gang antreten. Darüber sollen getrost alle in der Zeitung lesen.

Jetzt hält ein zweiter Pferdekarren vor dem Marshalsea-Gefängnis. Der Wachoffizier komplimentiert mich hinauf. In das hölzerne Geländer des Karrens sind Eisenringe eingelassen, und an einem davon werden meine Ketten festgemacht. Der Dichter wechselt einige Worte mit dem Offizier. Dann lässt man ihn zu mir auf den Wagen.

»Wieviel werdet Ihr an mir verdienen?«, frage ich ihn.

»An die zehn Pfund«, erwidert er, »wenn Ihr am Galgen eine Rede haltet und laut bereut. Das steigert die Auflage. Sonst vielleicht sechs Pfund.«

»Euer Name, Sir?«

»Daniel Defoe, zu Euren Diensten.«

Ich höre Hufschlag und Kommandos. Die Soldaten nehmen vor und hinter den beiden Karren Aufstellung. Sie haben hier doppelt so viel Tombak und anderen Plunder an ihren Uniformen wie in den Kolonien. Der Zug formiert sich. Angeführt wird er von Sir Peter Floyer, dem feisten, rotgesichtigen Sheriff von London, den ich noch von der Gerichtsverhandlung her in übler Erinnerung habe. Neben

ihm reitet Mr. Cheeke, der Marschall, der uns am Tag unserer Ankunft ins Gefängnis werfen ließ. Heute trägt er das Wahrzeichen der Admiralität, den Silbernen Riemen, und einen schwarzen Hut mit einem riesigen Federbusch, der freilich im Regen traurig herabhängt.

Der Dichter beginnt mich auszufragen, kaum dass der Karren losgerollt ist: »Bedauert Ihr nun Eure Taten?«

»Im Moment, Sir«, sage ich wahrheitsgemäß, »bedauere ich vor allem, dass ich unseren Captain hier nicht sehe. Irgendwie kommt es mir nicht gerecht vor, dass er uns heute nicht Gesellschaft leistet.«

Der Dichter zwinkert mir zu. »Dann wird Euch die Nachricht erfreuen, dass auch Mr. Kidd gerade von Newgate zum Dock gekarrt wird.«

Also ist doch nicht eingetreten, womit ich die ganze Zeit gerechnet hatte - dass der Captain sich noch irgendwie aus der Schlinge winden konnte. Die Beziehungen zu Lords und zum Königshaus, deren er sich immer rühmte, haben ihm nicht geholfen. So wird auch mir das Sterben ein wenig leichter. Dass man ihn aber ausgerechnet in Newgate eingekerkert hatte, dem - wie ich gehört hatte - übelsten Gefängnis von London, viel schlimmer als das Marshalsea, das wundert mich doch.

Der Zug bewegt sich gemessen in Richtung Themse. Trotz der frühen Morgenstunde sind viele Menschen auf den Straßen. Von meiner erhöhten Position aus blicke ich auf weiße Hauben, schwarze Samthüte, Dreispitze, Topfmützen, Kapuzen, regennasse Perücken, grindige Haarschöpfe und Glatzen. Doch höre ich keine Rufe aus der Menge. Alle stehen nur stumm und gaffen uns an und wenden sich, kaum dass die

Wagen an ihnen vorbeigerollt sind, wieder ihren Geschäften zu.

»Seht Ihr?«, sagt mein Dichter. »Man will Euch rasch vergessen. Ihr habt getan, wovon diese guten Leute nur träumen. Immerhin einige Jahre lang habt ihr das Leben geführt, das ihnen nie vergönnt sein wird, ein freies Leben auf der See, voller Abenteuer und Reichtümer. Diese Leute hassen Euch nicht. Eher beneiden sie Euch. Und sehen Euch trotzdem gerne hängen, damit sie weiterleben können im Wissen, dass alles seinen gerechten Preis hat.«

»Ihr solltet in Euren Bericht schreiben, dass es keinen Grund zum Neid gibt. Das Leben als Pirat ist anstrengend und der Gesundheit abträglich. Niemand will es lange führen. Und wie Ihr wisst, hat man bei keinem von uns nennenswerte Reichtümer gefunden.«

Defoe aber lächelt mich listig an. »Von Mr. Kidd wurden 14.000 Pfund beschlagnahmt. Hatte er aber nicht fast 400.000 Pfund Beute gemacht? Darunter zwei Kisten mit Goldstaub und Juwelen, die spurlos verschwunden sind?«

»Die Beute wird stets weit übertrieben, Sir.«

»Hat Mr. Kidd nicht auf seiner Rückreise eine einsame Insel angelaufen?«

»Seemannsgarn, Sir.«

»Heißt es nicht, dass er der Mannschaft wissentlich die genaue Position verschwieg? Und dass er dort mit einigen Männern an Land gegangen ist, und schwere Kisten von Bord hat schaffen lassen? Und dass er dann nach Tagen allein zurückkam, ohne die Kisten, und ohne die Männer, von denen man nie mehr gehört hat? Nun frage ich Euch, Sir: Was ist auf dieser Insel passiert?«

»Die gleiche Geschichte habe ich vor Jahren in den Hafenschänken über Captain Avery gehört.«

»Zwei Matrosen aus Mr. Kidds Mannschaft haben aber unter Eid von einer Insel gesprochen.«

»Geschwätz, um ihren Kopf zu retten. Bei Freibeutern wird alles geteilt. Glaubt Ihr, die Mannschaft hätte es zugelassen, dass ihre Schätze auf irgendwelchen Inseln versteckt werden? Oder hingenommen, dass Männer aus ihrer Mitte ermordet werden? Nein, Sir, es gibt keine Schatzinsel. Im Übrigen hat man den Captain für nur einen Mord verurteilt, an dem armen Billy Moore, und das geschah auf hoher See. Das wisst Ihr sicher, wenn Ihr den Prozess verfolgt habt.«

Aber Defoe verliert sein Lächeln nicht, und ich sehe, dass er sich eine feste Meinung gebildet hat, so wie alle anderen. Ich könnte ihm die Wahrheit erzählen, doch wozu? Es gibt eine Schatzinsel, aber nicht in der Art, wie Defoe sie sich vorstellt. Und der Captain hat schändliche Taten begangen, doch an Moores Tod trifft ihn ausnahmsweise keine Schuld. Jetzt ist all dies ohnehin gleichgültig.

Wenn dich der Tod angrinst, grinse zurück. Aber jetzt steigt mir der Geruch der Themse in die Nase. Teer und Tang und tote Fische, kein angenehmer Geruch, aber verbunden mit dem Meer, und natürlich auch mit unserem Ziel, das Mr. Cheeke uns damals schon im Hafen gezeigt hatte, den Galgen am Dock von Wapping. Doch mir scheint es plötzlich zu früh. Ich hatte noch so vieles vor. Früher habe ich mich stets vor der Welt versteckt, aber dann sah ich Dinge, die nur wenige Menschen zu Gesicht bekommen. Ich sah brennende Schiffe, groß wie Paläste, im Meer versinken. Sah Feuerkugeln in der Nacht über dem Atlantik, sah ins Auge des Hurakan. All dies ist nun vorbei, all diese Bilder sind bald ausgelöscht.

Wir überqueren die Themse auf einer langen Brücke und rollen durch die Innenhöfe der Brückenhäuser, unter Wäscheleinen hindurch. Gassenjungen springen auf die Wagen. Sie lassen sich ein Stück mittragen, bis sie von den Soldaten verscheucht werden. Wie gerne würde ich jetzt mit einem von ihnen tauschen, würde zwischen ihnen in der Menge verschwinden und unter ihnen namenlos sein, ungekannt und unbedeutend. Doch meine Ketten trennen mich von ihnen.

Vor den letzten Brückenbögen drehen sich gewaltige Wasserräder. Ich kann nicht erkennen, welchem Zweck sie dienen, aber ihr Lärm erinnert mich an die Räder und die Maschinen in der Silbergrube. Die Erinnerung ist nicht angenehm. An jenem Ort habe ich schieres Grauen erlebt, und auch dort war ich eingesperrt gewesen, lebendig eingemauert vom eigenen Vater. So schließt sich jetzt der Kreis.

Am Nordufer kommt der Zug kurz ins Stocken. Ein alter Mann mit Holzbein - ein ehemaliger Pirat? - reicht mir von der Seite einen Becher hoch. Ich stürze den Inhalt hinunter: Rum, zwar nicht der beste, doch immerhin mein letzter Rum. Und mit dem Rum schlucke und würge ich auch all diese Gedanken an die Vergangenheit hinunter, an meine rasch verrinnende Zukunft und an all die zerronnenen Pläne. Ich stopfe mir diese Gedanken tief in den Schlund, denn ich will mir nicht meinen eigenen Tod verderben und nicht in Defoes Kolportage erwähnt werden als einer, der am Galgen zu flennen beginnt, Auflage hin oder her. Ich werfe den Becher zurück. Schon sind wir wieder in Bewegung und rollen aus den Gassen hinaus auf das Dock.

Hier steht die Menge dichtgedrängt bis ans Wasser der Themse. Ein feuchter Geruch geht von ihr aus, und ein Gemurmel und Geraune steigt von ihr auf wie ein Schwarm

Fliegen. Direkt neben dem Dock im Schlick der Themse hat man fünf Galgen aufgebaut. Es sind nur einfache Pfähle. In den Kolonien habe ich weit kunstfertigeren Vorrichtungen dieser Art gesehen, mit denen man zehn zugleich hängen konnte. Ich spüre den Rum warm im Magen, während ich mir die Galgen betrachte. Zwölf Fuß hoch ein jeder, mit einem Querbalken am Ende. Die zugehörige Leiter liegt daneben am Dock. Auch die Stricke fehlen noch. Der Dichter beobachtet mich jetzt genau, das weiß ich, ohne hinzusehen. Ich will keine Schwäche zeigen.

Die Menge: Ein Meer mir zugewandter weißer glotzender Augen unter hochgehaltenen Planen und Regenschirmen. Es ist mir nicht möglich, Gesichter zu unterscheiden. Manche rufen uns zu, doch ich höre keine Schmähungen; es fliegen keine Wurfgeschosse. Die Soldaten halten alles gut im Zaum. Ich sehe rechts von den Galgen drei andere, die direkt an den Stützpfehlern des Docks angebracht sind. Die Zuschauer halten hier Abstand, und mir ist auch klar, warum: Diese Galgen sind nicht etwa unbesetzt, an jedem baumelt etwas, und das zweifellos schon seit einer Reihe von Tagen. Dies sind keine Hinrichtungsgalgen, sie dienen der Anschauung. Ein übler Gestank weht von dort herüber, obwohl man die baumelnden Körper dick mit Teer bestrichen hat. Sie haben keine Ähnlichkeit mit Menschen mehr. Ein Schild an jedem Pfahl nennt den Namen des Unglücklichen und bei zweien das Wort ‚Meuterei‘, bei dem letzten jedoch ‚Tabak-Schmuggel‘. Ab fünf Schilling gibt es hier den Galgen. Wenigstens habe ich ihn mir nicht so billig verdient.

Wasser tropft von den Gehängten herab. Immerhin erspart der Regen uns die Fliegen. Defoe hält sich ein Leinentuch vor die Nase und sagt zu mir: „Keine Angst, Sir, Ihr werdet hier nicht zur Schau gestellt. Piraten kommen nach Tilbury an die

Themsemündung. Dort hängt Ihr an der frischen Luft, mit Blick aufs Meer, den einlaufenden Schiffen zur Mahnung.“

Man lässt uns von den Karren absteigen. Wir werden einige Schritte nach Luv geführt, wo es erträglicher ist.

»So sehen wir uns also wieder, Schulmeister«, sagt Mullins zu mir. »Aber jemand fehlt noch. Vielleicht hat Gott in seiner Gnade noch andere Pläne für den Captain.«

Mullins ist im Gefängnis fromm geworden. Er hat früher nie viel geredet, aber vor Gericht hielt er eine tränenreiche Verteidigungsrede mit Bibelzitat und Verweisen auf all das Pech, das er im Leben hatte. Bei allen Kaperungen, schwur er hoch und heilig, lag er stets krank in seiner Hängematte. Was wohl der Wahrheit entsprach, ich habe ihn selten an Deck gesehen, aber geholfen hat es ihm nicht. Jetzt hat er leider recht: Der Captain ist nirgends zu sehen. Dafür warten mit uns zwei andere Delinquenten, gefesselt wie wir, zweifellos auch Seeleute, doch erbärmlich heruntergekommen. Anscheinend haben sie schon eine lange Zeit im Gefängnis der Admiralität oder gar in Newgate zugebracht. Ich frage einen nach seinem Schiff, doch der antwortet mir nicht. Der andere flucht lallend auf Französisch. Beide sind sturzbetrunken. Sie kommen wahrscheinlich von der *La Paix*, die letztes Jahr in der Chesapeake Bay zusammengeschossen wurde.

Eines ist allerdings nicht zu leugnen. Fünf Galgen und sechs Verurteilte, das passt nicht zusammen. Vielleicht hat der Captain es tatsächlich geschafft, seinen Kopf noch aus der Schlinge zu ziehen. Oder vielleicht soll ein anderer von uns begnadigt werden. Ich habe gehört, dass um des Effekts willen der königliche Pardon oft erst im letzten Moment eintrifft, wenn der Verurteilte schon auf der Leiter steht.

Wen könnte man begnadigen? Die zwei von der *La Paix* wohl kaum: Pirat und obendrein Franzose zu sein, das ist ein doppeltes Verbrechen. Mullins und ich waren beide an der Meuterei beteiligt und später, unter Captain Culliford, an der Kaperung der *Muhammad Zabardast* mit ihrem entsetzlichen Verlauf. Da können wir keine Gnade erwarten, wie gottesfürchtig Mullins auch tun mag. Auch die Royal Society wird mir nicht helfen. Sir Hans hat nie auf meine Briefe geantwortet, in denen ich ihm von der Insel und der vergrabenen Pyramide berichtete. Aber vielleicht soll Thursday begnadigt werden. Immerhin ist er zweifellos der Unschuldigste von uns allen. Ich hoffe, dass es Thursday sein wird. Aber ich habe einen bösen Verdacht. Denn von Captain Kidd ist immer noch weit und breit nichts zu sehen.

Der Schmied, der auf dem Karren mit Mullins und Thursday mitgefahren war, nimmt uns die Ketten wieder ab. Jedoch führt man uns nicht gleich zu den Galgen. Die Pfähle werden noch vom Wasser der Themse umspült, und wir müssen auf die Ebbe warten. Bis dahin dürfen wir uns auf den Boden setzen. Ich sehe, wie der Henker seine Stricke sortiert und mir dabei zuzwinkert wie ein Barbier, der seinen nächsten Kunden ins Auge fasst. Zwei stämmige Jungen, sicher Bill und Bob, glotzen zu mir herüber. Defoe hat mir den Rücken zugekehrt und spricht mit einem der Soldaten.

Ganz vorne am Rand des Vierecks, das die Soldaten gegen die Menge absperren, ist ein kostbarer Stuhl aufgebaut. Es ist eine Art Thron mit hoher Lehne, glitzernd vor Zierrat und Pfauenfedern. Der Thron ist mit einem roten Brokatschirm vor dem Regen geschützt, doch niemand sitzt darauf. Vielleicht wurde er für einen hochgestellten Reisenden aufgebaut, dem man ein Spektakel bieten will. Oder für einen Abgesandten des Großmoguls, dem man die Justiz seiner Majestät

demonstrieren möchte. Ich weiß, dass unsere Taten in ganz Indien Aufsehen erregt und den Aktienkursen der englischen Ostindienkompanie böse geschadet hatten.

Die Sonne ist inzwischen höher gestiegen. Es regnet nicht mehr. Der Henker rollt seine Stricke zum Trocknen auf dem Dock aus. Jetzt kommen die Fliegen. Die Soldaten schlagen nach ihnen. Aus der Menge ertönen ungeduldige Rufe. Straßenhändler preisen Erfrischungen an. Aus einem Zelt wird Naschwerk verkauft. Ist mir noch ein allerletzter Rum schon nicht vergönnt, dann will ich, dass wir wenigstens die Angelegenheit endlich hinter uns bringen. Doch das Schauspiel kann noch nicht beginnen. Bis zur Ebbe ist es wohl noch eine Stunde, und die Hauptperson fehlt.

Der Dichter kommt zu uns herüber. Er macht einen missvergnügten Eindruck. Zum einen ist sein Konkurrent, Mr. Barrow, wieder aufgetaucht und redet mit den Franzosen in deren Sprache. Zum anderen steht wohl zu erwarten, dass die heutige Kolportage nur einen Bruchteil des Verdienstes erbringen wird, sollte der Captain darin nicht vorkommen.

»Ist es wahr, dass Mr. Kidd-«, beginnt er.

Doch er kommt nicht weiter, denn diesen Moment hat Thursday, der Wilde, für seine Flucht gewählt. Wie ein Panther springt er aus der Hocke durch die Reihe der Soldaten, dabei einen lauten Schrei ausstoßend. Er windet sich aalgleich durch die Menge, die vor ihm zurückweicht, und stürzt sich in die Themse. All dies mit einer Plötzlichkeit, die für nichts anderes Zeit lässt, als ihm mit offenem Mund nachzustarren.

Nun wäre für uns ebenfalls Gelegenheit, die Verwirrung zu nutzen. Doch kaum bin ich auf den Gedanken gekommen, sind wir schon von den Soldaten eingekeilt und haben die Spitzen von Bajonetten auf den Nasen. Ich höre Gebrüll und

Schüsse vom Rand des Docks. Einige Manneslängen vom Pier entfernt taucht der Kopf des Wilden aus der braunen Brühe auf. Ich sehe jetzt, dass seine Flucht, so verheißungsvoll sie auch begann, nicht gut geplant war. Denn Thursday kann nicht schwimmen.

Er schlägt um sich und paddelt wie ein Hund, während die Strömung ihn am Dock vorbeitreibt und Musketenkugeln um seinen Kopf herum das Wasser aufspritzen lassen. Es kommt mir wie ein Wunder vor, dass er noch nicht getroffen wurde. Jetzt wird das Schießen eingestellt. Um den Pier herum hält ein Boot auf den Wilden zu. Sein Kopf verschwindet unter Wasser, taucht dann wieder auf.

»Der arme Narr«, sagt Defoe zu mir. »Vielleicht wäre er begnadigt worden.«

Doch mit den englischen Begnadigungsgepflogenheiten war Thursday wohl nicht vertraut. Die Strömung zieht ihn zur Mitte des Flusses. Immer noch hält er sich irgendwie über Wasser, manchmal ist sein Kopf, manchmal nur eine Hand zu sehen. Im Bug des Bootes, das ihn verfolgt, kniet ein Soldat und zielt mit der Muskete. Ich sehe an der Art, wie er die Waffe gegen die Schwankungen des Bootes abfedert, dass er ein guter Schütze ist. Der Luntentrauch umweht ihn; unbeirrt deutet der Musketenlauf auf die Stelle, wo manchmal der Kopf des Wilden auftaucht. Doch er schießt nicht. Die Männer an den Riemen pullen aus Leibeskräften. Niemand beachtet den Sheriff, der vom Rand des Docks her Anweisungen schreit.

Immer noch drückt der Soldat nicht ab, vielleicht will er ganz sicher gehen. Gewiss hat er dafür gesorgt, dass das Pulver auf der Pfanne trocken ist und gut verteilt; dass der Pulverkanal sauber ist, die Ladung gut gepresst, nicht zu stark und nicht zu schwach, und die Kugel wohl gegossen und

nachgefeilt, ohne Grat. Doch jetzt lässt er die Waffe sinken. Das Boot hat den Wilden erreicht, die Riemen gehen hoch, Hände packen zu und zerren ihn hinein. Er scheint sich nicht zu bewegen. Ob er aus Erschöpfung gestorben ist oder vorher vom Dock aus getroffen wurde, kann ich nicht erkennen.

Ich bemerke aber, dass er sich regt, während das Boot zurückgerudert wird. So hat das Schicksal ihm doch den Galgen bestimmt. Oder, wie ich hoffe, vielleicht die Gnade des Königs.

»Wie heißt er?«, fragt Defoe mich.

»Thursday.«

»Merkwürdiger Name für einen Wilden.«

»Wir nannten ihn so, denn der Captain hatte ihn an einem solchen Tag erworben. Aber er kam erst am Tag darauf zu uns. Eigentlich müsste er Friday heißen.«

Noch während ich spreche, hat Defoe ein kleines pergamentgebundenes Buch aus seinem Mantel gezogen. »Bitte stört Euch nicht daran, dass ich Notizen mache«, erklärt er. »Details sind es, die der Schriftsteller braucht wie das tägliche Brot. Nicht für Hinrichtungen. Man muss nicht viel wissen über den zum Tode beförderten, die Tatsache an sich genügt. Anders sieht es aus, wenn man nicht über den Tod schreibt, sondern über das Leben.«

Ich höre ihm nicht recht zu, denn ich weiß plötzlich, was es heißt, gut zu sterben. Der Wilde hat es mir vorgemacht. Er hat eine ähnliche Philosophie wie ich. Doch ich habe mich darauf beschränkt, die Miene eines Gentleman zu bewahren. Er hat gekämpft.

Ich weiß genau, wohin er schwimmen wollte. Die Themse hinab, durch den Englischen Kanal, durch die Biskaya und

vorbei an der Westküste Afrikas, dann um das Kap herum bis zu dem fernen Land, in dessen Bergen seine Familie lebt. Warum habe ich mich nicht auch auf die Soldaten gestürzt? Ich kann es immer noch tun. Ich trage keine Ketten mehr. Ich würde nicht weit kommen, aber ist es nicht besser, von sauberem Stahl durchbohrt zu werden, als am Galgen zu baumeln, bis der Kopf angeschwollen ist wie ein Kürbis und die Augen herausfallen?

Und trotzdem sitze ich untätig herum und höre, wie Defoe weiterplappert: »Ein Leben ist nichts Besonderes. Es gibt einfach zu viele davon in London. Deshalb muss man es mit Zutaten würzen. Ein Schriftsteller muss ans Werk gehen wie ein Küchenmeister.« Er weist auf Thursday, der jetzt von zwei Soldaten zu uns herübergeschleift wird, unverletzt offenbar, doch zitternd und vollkommen erschöpft. »Welch seltsames Geschick hat diesen Wilden aus dem fernen Afrika zum Dock von Wapping geführt! Leider kenne ich seine Sprache nicht, sonst würde ich ihn ausfragen. Doch was ist mit Euch? Auch Ihr wart nicht immer Seemann, wie man an Eurer Redeweise merkt.«

Ja, was ist mit mir? Warum zum Teufel kann ich mich nicht rühren, nicht losstürmen, wie Thursday es getan hat? Ist es doch die Hoffnung auf Begnadigung, entgegen jeder Wahrscheinlichkeit, die mich lähmt? Oder vielleicht die Furcht, eine lächerliche Figur abzugeben?

„Mr. Kreutzner, was ist Euch widerfahren, bevor Ihr Pirat wurdet?“

„Ich war erst Bergknappe, dann Matrose, Hauslehrer, Kanonier, Schiffbrüchiger, und sehr kurz muslimischer Imam.“

„Ihr seid demnach kein Christ, Sir?“

„Umstände veranlassten mich zu konvertieren.“

»Wollt Ihr mir nicht in der Zeit, die noch bleibt, die Ereignisse Eures Lebens erzählen?«

Mein Leben währte einundzwanzig Jahre, doch die meisten waren nicht ereignisreich. Ich stelle mir Defoe vor, wie er in seiner Dichterklause sitzt, vor sich ein großes Tintenfass, und aus den Zutaten, die er von mir erhalten hat, Geschichten zubereitet. Sicher nicht die Geschichte meines Lebens. Aber vielleicht wird manches davon in andere Erzählungen eingehen und aufgeschrieben werden. Papier überdauert viele Menschenalter. Dann könnte etwas von unserem Leben erhalten bleiben, von mir, vielleicht auch von Thursday, von Annika und von Sahir. Wenn schon nicht als gedrucktes Buch – Defoe scheint kein sonderlich bekannter Autor zu sein – dann wenigstens in Gestalt eines vergilbten Manuskripts in irgendeiner Sammlung.

Defoe blickt mich erwartungsvoll an, den Bleigriffel gezückt wie einen Dolch.